

3. In die weite, weite Welt!

In jenem köstlichen Burschenliede, das den Wanderdrang der Jugend athmet und darum unserer deutschen Jugend zumal noch immer aus dem Herzen gesungen ist, heißt's treffend:

„Die Sonne, sie bleibt am Himmel nicht stehn,
Es treibt sie, durch Länder und Meere zu gehn,
Die Woge nicht hastet am einsamen Strand,
Die Stürme, sie brausen mit Macht durch das Land.
— — So treibt es den Burschen durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter, der wandernden Welt.“

(J. Kerner.)

Ganz ähnliche Empfindungen mochten sich in Brandenstein's Herzen regen, nachdem er fast zwei Jahre im Asyl zugebracht. Nicht daß die alte unregelte Streiflust, die ihm auf einer Conduitenliste die kurze Bezeichnung: „B., Commis, Bummeler“, zugezogen hatte, wieder in ihm erwacht wäre; dazu war sein Sinn doch zu ernst geworden. Aber er fühlte, daß er's auch bei den besten Vorsätzen und den ernstesten Anstrengungen unendlich schwer haben würde, auf heimischem Boden sich eine neue Lebensstellung zu erobern. Wenn auch Andere ihm seine Vergangenheit und namentlich seinen Aufenthalt in der Anstalt nicht zum Vorwurf gemacht hätten, was doch immerhin so leicht geschieht, weil nur Diejenigen vergeben können, die selbst Vergebung

empfangen haben, so lastete doch die Erinnerung an seine Jugend auf ihm selbst zu schwer, als daß er in Deutschland mit freudiger Zuversicht eine neue Bahn hätte einschlagen mögen. Auswanderung wurde sein einziger Gedanke; Amerika — das rettende Gestade für so viele Schiffbrüchige — sein ersehntes Ziel, und was auch seine Mutter, Freunde und Vorsteher dagegen einwenden mochten, seine stets wiederkehrende inständigste Bitte lautete: „Thun Sie nur noch dieses Werk der Barmherzigkeit an mir, krönen Sie Ihre Opfer damit, daß Sie mir die Mittel zur Ueberfahrt nach der neuen Welt darreichen!“

O die neue Welt! Wie viele tausend Flüchtlinge tauchen alljährlich in diesem Ocean unter, um nie wieder zum Vorschein zu kommen und selbst für die nächsten Anverwandten für immer begraben und vergessen zu sein! Und wie Viele, die im lieben gesegneten deutschen Vaterlande es zwar knapp hatten, aber immerhin doch, wie die Kinder Israel im gelobten Lande, ein Jeglicher unter ihrem Weinstock und Feigenbaum saßen, werden drüben im Gewühl der großen Städte oder in den Urwäldern und Prairiesen dem Israel gleich, das an den Wassern zu Babylon saß und seine Harfen an die Weiden hing und weinte, wenn es an Zion gedachte! Und wie viel Mehrere noch, die daheim wenigstens noch das gute Erbtheil

frommen Glaubens und sittlicher Zucht besaßen, verlieren Beides, wie auch ihr bißchen sonstige Gabseligkeiten, vielleicht noch ehe sie die Küste der heißersehnten neuen Welt erreichten. Das „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“ hat ganz gewiß dem Auswanderungs-triebe von Hunderttausenden zum Trotz keine gute Bedeutung.

Brandenstein mochte aber doch nicht ganz Unrecht haben; Verpflanzung ist für kranke Gewächse unter Umständen das einzige Heilmittel; und da er fest auf seinem Vorsatze bestand, so wurde endlich allseitig eingewilligt. Wieder kamen einige Freunde für die nothwendigsten Reisekosten auf; von Seiten der Anstalt wurden ihm Empfehlungen an Freunde jenseits des Oceans mitgegeben; Mutter und Sohn nahmen in schmerzlichster Weise — vielleicht für immer! mußten ja Beide denken — Abschied, und hinaus eilte der vierundzwanzigjährige Jüngling in die weite, unbekannte Ferne, einer auf alle Fälle höchst zweifelhaften, dicht verschleierte Zukunft entgegen.

Gleich die erste Fahrt von Rotterdam nach Havre war ganz geeignet, ihm einen Vorgeschmack der Leiden, die seiner noch warteten, zu geben. Nicht allein, daß bei sturmbelegter, hochgehender See ihn sofort die Seekrankheit in hohem Grade ergriff und bis zur Landung schier nicht wieder loslassen wollte, — mitten in

finsterner Nacht drohte auch dem Schiffe selbst ein Unfall, indem seine Maschine schwer geschädigt wurde. Welche Stunden höchster Erregung für den jungen unerfahrenen Reisenden! War nicht der schwarze Himmel der Novembernacht, das tobende Meer und das in seinen Fugen krachende Schiff ein Sinnbild seines bisherigen Lebens und der dunklen Zukunft, der er entgegen ging?

In Havre, von wo aus er diese Unfälle seiner Mutter meldete, erholte er sich dann ein wenig und fandte ihr ein kleines Bild der Stadt und ihres prächtigen Hafens. Aber auch die fünfzehntägige Fahrt von dort nach New-York sollte eine rechte Feuerprobe seiner Begeisterung werden. Der Wind war und blieb dem Schiffe zuwider; seine und seiner Mitreisenden Leiden erreichten demzufolge eine solche Höhe, daß er sie seiner Mutter gar nicht schildern mag. War es nicht, als wenn ihm, bevor er die „neue Welt“ erreichte, alle und jede falsche Reiselust, wenn sie ihn überhaupt befeelte, hätte verleidet und ihm gezeigt werden sollen, daß die Welt überall ein Thränenthal ist? War der böse Uebergang aus der alten in die neue Welt nicht mindestens eine ernste Mahnung, alles Heil auch jenseits des Oceans allein von Oben zu erwarten?

Einer seiner ersten Gänge in New-York war denn auch in den Betstuhl der bischöflich-methodistischen Ge-

meinde, in deren Gasthaus er nach Anweisung des Apslsparrers abgestiegen war. Es wurde gerade „Dank-sagungs-Gottesdienst“ in demselben gehalten, und was konnte das erste Gefühl des Fremdlings an der Küste des neuen Landes und nach solchen Leidenswochen sein als demüthiger, inbrünstiger Dank?

Aber schon bald sollte er gewahren, daß auch in dem großen, prachtvollen New-York neue und noch schwerere Prüfungen auf ihn warteten.

Die Empfehlungen, welche man ihm mitgegeben, um ihm in New-York irgend welche Thätigkeit zu verschaffen, erwiesen sich leider! als erfolglos, sei es weil, wie Brandenstein annahm, die Spannung der kirchlichen Partheien ein gemeinsames Wirken derselben zum Wohle der Auswandrers augenblicklich nicht zuließ, sei's wegen der damals in New-York herrschenden allgemeinen Stockung der Geschäfte. Er selbst hörte einen Prediger auf der Kanzel sagen, — was dem fremden Ankömmling unerbaulich genug klingen mochte —, daß gegenwärtig in New-York nicht weniger als 180,000 Menschen ohne Brod seien. Wenn diese Unglücklichen, die doch meist der englischen Sprache mächtig und mit allen Verhältnissen der großen Weltstadt vertraut waren, sich keine Arbeit verschaffen konnten, wie sollte es ihm ergehen, der Beides nicht kannte? Er begab sich in der Absicht, Arbeit zu suchen, nach Castel-Garden,

wo die Auswanderer-Schiffe ankommen, in's Arbeits-Büreau, fand dort auch mehrere Hunderte von Männern und Frauen, welche alle in gleicher Absicht gekommen waren wie er; doch zählte er während vier Stunden Aufenthalt nur 14 Personen, welche gekommen waren, Arbeiter zu der einen oder anderen Beschäftigung zu suchen. Einige Freunde hatten ihm ebenfalls Empfehlungen versprochen; als er aber die betreffenden Persönlichkeiten auffuchen wollte, fand sich's, daß die Adressen zu ungenau oder falsch waren; genug, die darauf gesetzten Hoffnungen wurden auch zu Wasser.

So thürmten sich denn die Wetterwolken der Sorge, und zwar der schwersten: der Nahrungssorge am Himmel auf. Brandenstein gerieth bei diesem viele Tage langen vergeblichen Kennen und Suchen in die düsterste Stimmung. Welchen Reiz konnten für ihn die Häfen mit ihren Tausenden von Schiffen, das unabsehbare Häusermeer mit seinen zahllosen Straßen und Gassen, Palästen und Kirchen, das „freie“ Volk mit seiner fremden Sprache und Sitte haben, wenn er verurtheilt war, hier vor Hunger oder Verzweiflung zu sterben? Schon schrieb er seiner Mutter, er sei in's tiefste Elend, ja, in den Tod hinein gesandt; wenn es ihm nicht besser ergehen werde, wie bisher, so werde dieser Brief der letzte sein, den sie von seiner Hand erhalten werde. Nur noch die einzige Hoffnung halte ihn aufrecht, daß

er sich vielleicht trotz seiner Körpereschwäche gegen die Indianer könne anwerben lassen und so den sicheren Tod vor dem Feinde finden.

Hätte wol der Anfang der gewünschten „Rehabilitation“ irgendwo in Deutschland kläglicher sein können als er's unter diesen Umständen in der neuen Welt war? Aller Hilfsmittel beraubt, an allen Thüren vergeblich anklopfen, auf allen Wegen umsonst Arbeit und Brod suchen und sich schließlich sagen müssen: du kannst nicht mehr leben, du mußt zu Grunde gehen, — es war gewiß keine leichte Versuchung, und wir werden dem so furchtbar Enttäuschten die Ausbrüche der Verzweiflung, die er in dem Schreiben an seine Mutter laut werden läßt, zu gute halten müssen. Hunger thut weh. — Aber „wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten“. Das sollte auch Brandenstein in überraschender Weise erfahren.

4. Welch eine Wendung durch Gottes Güte!

Als unser Auswanderer eines Tages in verzweifelter Stimmung eine Restauration besuchte, um die wenigen Schillinge oder Pennys, die er noch sein Eigenthum nennen mochte, zu verzehren, setzt sich ein Deutsch-Amerikaner zu ihm, der in den betäubten Mienen